

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werthätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsschein Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Insertate werden die 5gespaltene Zeilzeile ober deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Insertate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Der Kampf um den Zolltarif

wird bald zur Entscheidung im Reichstag reif sein, und es spricht gar manches dafür, daß die letzte Entscheidung über den Brotwucher in die Hand der Wähler gegeben werden wird. Alle Parteien treffen bereits in der Stille ihre Vorbereitungen, um von einer möglichen Auflösung des Reichstags nicht überrascht zu werden und

Reichstagswahlen

schlagfertig gegenüberzutreten. Aber auch die kommenden Verhandlungen im Reichstag werden ein Interesse haben, das weit über die gewöhnliche Tagespolitik hinausgehen wird.

Die **Brotwucherpartei** werden alle Hebel in Bewegung setzen, um den Tarif noch vor den Wahlen unter Dach zu bringen, und sich nicht einem Volksgericht über den Brotwucher stellen zu müssen.

Die **Parteien der Linken** haben ihrerseits bereits angekündigt, daß sie alle parlamentarischen Mittel anwenden werden, um den Hungertarif nicht Gesetz werden zu lassen, und haben für den äußersten Fall mit der parlamentarischen

Obstruktion

gedroht. Unter diesen Umständen werden die politischen Kämpfe in Deutschland bald die Augen der ganzen Welt auf sich ziehen; und insbesondere wird es die Parteipresse sein, welche in diesem Kampfe ein entscheidendes Wort mitzusprechen wird.

Die **Arbeiterpresse** wird in den kommenden Monaten die Aufgabe haben, die Stimme des arbeitenden Volkes in den Sitzungssaal des Reichstags bringen zu lassen und dort die Meinung der Wähler zum Ausdruck zu bringen, noch ehe es zu Neuwahlen zum Reichstag kommt.

In diesem Kampfe wird die Arbeiterpresse ganz besonders auf die Unterstützung der Leser angewiesen sein.

Die Leipziger Volkszeitung

wird in den kommenden heißen Tagen wieder mit an erster Stelle stehen, um die Angriffe der Gegner zurückzuweisen, ihre Schleichwege der Arbeiterkraft zu denunzieren, um die Zettelungen zwischen Brotwucherpartei und Regierung mit der schneidigen Waffe des geschriebenen Wortes zu zerhacken.

Arbeiter! Parteigenossen! Leset und abonniert und werdet Leser für die Leipziger Volkszeitung!

Redaktion und Verlag der Leipziger Volkszeitung.

Klassenpolitik am Grabe.

* Leipzig, 26. März.

Jetzt soll noch einer sagen, wir hätten in Deutschland keine Städteverwaltungen, die bereit wären, kommunale Sozialreformen in großem Stile einzuführen! Der Magistrat der früheren freien Reichsstadt, jetzigen gutpreußischen Provinzstadt Frankfurt a. M., in der soeben Bismarck zum Dank für seine Annexion und Plünderung vom Jahre 1866 ein Denkmal gesetzt wird, hat es kläglich bewiesen, daß alle sozialdemokratische Mörgelei über das sozialpolitische Unvermögen deutscher bürgerlicher Gemeindeverwaltungen ettel Humbug ist. Haben wir da seit langem in jedem unserer Kommunalprogramme, auch in allen sächsischen, die Forderung, daß die Stadt die unentgeltliche Beerdigung übernehmen. Außer Offenbach, wo unsere Genossen bekanntlich eine Zeit lang so gut wie die Mehrheit der Stadtverordneten hatten und wo sie alebald wenigstens einen Anlauf mit der fakultativen Unentgeltlichkeit der städtischen Beerdigung machten für die unteren Schichten, entschloß sich thatsächlich bisher noch keine einzige deutsche Stadt, der Reform auch nur näher zu treten. Da zeigt nun Frankfurt a. M., daß es nicht am bürgerlichen Reformwillen liegt, wenn nichts geschieht. Der Magistrat der Handelsstadt von der Mainlinie befehlt die staunende Welt in einer umfangreichen Denkschrift, welche die Antwort auf sozialdemokratische und demokratische Anregungen in der Stadtverordnetenversammlung bildet, daß man nur deshalb nichts thut, weil man nicht genug thun kann. Weil die unentgeltliche städtische Beerdigung in Deutschland gesetzlicher und thatsächlicher Hindernisse halber nicht radikal und gründlich durchgeführt werden kann, deshalb müssen deutsche Städteverwaltungen mit der wärmsten Sympathie für die arbeitende Klasse blutenden Herzens darauf verzichten. Denn halbe Reformen wollen sie doch nicht machen. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler!

Ernsthaft gesprochen: Der Frankfurter Magistrat hat thatsächlich der Deffentlichkeit zugemutet, so etwas zu glauben. Erstens, meint er, siehe das deutsche Unterstützungswohn-gesetz im Wege. Nach diesem sind diejenigen Gemeinden, in denen ein Armer zuletzt zwei Jahre ununterbrochen gelebt hat, verpflichtet, der anderen Gemeinde, die diesen Armen begraben muß, die Kosten des Begräbnisses zu ersetzen. Sollen nun Berlin, Leipzig, Frankfurt oder München, wenn sie das unentgeltliche Begräbnis einführen, den Gemeinden, für welche sie Arme begraben, in unverantwortlich leichsinniger Weise die Kosten dafür schenken? Wenn er sozialpolitische Fragen vom Standpunkt des Armenrechts und der Finanzen aus betrachtet, mag der

Frankfurter Magistrat als nüchterner Rechner recht haben aber selbst dann nur in sehr beschränktem Maße. Denn sein eigener zahlenmäßiger Nachweis besagt, daß die Fälle, in denen solche Kostenentstattungen verlangt werden können, einen sehr geringfügigen Prozentsatz der Beerdigungen überhaupt ausmachen. Im übrigen aber liegt es doch nur an den Städteverwaltungen selbst, das Gegenseitigkeitsverhältnis, wie es rechtlich bei bezahlter Beerdigung besteht, allmählich zu einem solchen unter dem Regime der unentgeltlichen Beerdigung thatsächlich auszugestalten. Die größten und leistungsfähigsten Städte brauchen sich nur auf ihren Städte-tagen dafür zu verpflichten, daß sie die Unentgeltlichkeit einführen, dann werden allmählich auch die anderen folgen, es wird schließlich auch das allgemeine Gesetz nicht ausbleiben, das die Reform festlegt und regelt, wie es im gewerblichen Schiedsgerichtsweisen und auf anderen Gebieten auch gegangen ist. Und dann bestattet eben jede größere Gemeinde die armen Toten, die bei ihr sterben, für die anderen, eigentlich zahlungspflichtigen so daß keiner etwas verliert und Jeder etwas gewinnt. Unterrichtet doch die Mehrzahl der deutschen Städte heute längst jedes Kind in ihren Volksschulen unentgeltlich ohne Rücksicht auf den Unterstützungs-wohnsitz der Eltern, wird doch für Alle gleichmäßig und ohne Unterschied des Armenrechts unentgeltlich gewerbliches Recht gesprochen! Aber wir haben im gesegneten Reiche deutscher Sozialreform, sagt der Frankfurter Magistrat weiter, die Sterbegelder der Krankenkassen, nicht bloß für die Arbeiter selbst, sondern sogar für ihre Frauen und Kinder, wenn die Familienversicherung nebenbei eingeführt ist. Da wird schon in ausreichendem Maße für die Beerdigungskosten gesorgt. Diese wohlthätig gehobenen Klassen können also die allgemeine unentgeltliche Beerdigung gar nicht brauchen! Wertwändig, daß da ganz übersehen ist, daß die Klassenleistungen zu zwei Dritteln von den Arbeitern selbst aufgebracht werden, während ihnen die unentgeltliche Beerdigung aus allgemeinen Steuermitteln ohne besonderen Beitrag zu gute käme, so daß sie das Sterbegeld der Klasse in der idemig beneidenswerten Lage, in der sie sich bei einem Trauerfalle in der Familie befinden, sehr nützlich zur Einkauf sonstiger dringender Bedürfnisse verwenden könnten. Endlich aber derjenige Orgengrund, der die sozialpolitische Geradheit und Unentwegtheit des Frankfurter Magistrats in das hellste Licht rückt: Die Schweizer Kantone und Gemeinden, welche die unentgeltliche Beerdigung einführen, sind zum großen Teil auf halbem Wege stehen geblieben. Kleinbürgerliche Interessenvertretungen, wie sie nun einmal sind, sie lassen immer noch für Arm und Reich Unterschiede zu, zum Teil verschiedene Bespannung des Leichenschwagens, bessere, selbstbezahlte Särge, mehr Blumenschmuck und Pomp, Vorzugsgräber u. Und das macht der Magistrat

Seuilleton.

Ehepaar Orlov.

Von Maxim Gorjki.
Uebersetzt von Michael Geofanoff.

Grigorij fühlte sich als einen Menschen von hervorragenden Eigenschaften. Und es erwachte in ihm ein Verlangen, irgend etwas zu thun, das aller Aufmerksamkeit auf ihn lenken, alle in Erstaunen setzen würde und Gelegenheit gäbe, ihm ein Recht auf jedes Selbstgefühl, das ihn in seinen eigenen Augen so gehoben hatte, vor sich selbst zu beweisen. Es war der eigentümliche Ehrgeiz eines Menschen, der sich plötzlich als Mensch fühlen gelernt hat und als ob er dieser für ihn neuen Thatsache noch nicht sicher gewesen wäre, wollte er sie durch irgend etwas vor sich und anderen behätigen, es war ein Ehrgeiz, der sich allmählich in einen heißen Drang nach irgend einer aufopfernden That verwandelte.

Aus diesem Dränge heraus vollführte Orlov allerlei riskante Sachen, zum Beispiel, daß er allein, ohne die Hilfe der Kameraden abzuwarten, unter übermäßiger Anstrengung einen schweren Kranken von der Brücke in die Wanne schleppte, daß er die allerschmutzigsten Kranken pflegte, sich der Ansteckungsgefahr mit einem gewissen Uebermut aussetzte und mit den Leichen in einer kalblütigen Weise umging, die manchmal in Ehnismus überging, aber alles das befriedigte ihn nicht, er wollte irgend etwas noch Größeres thun, und dies Verlangen

Dann schüttete er seiner Frau sein Herz aus, weil er niemand anders hatte.

Eines Abends, als sie vom Dienst abgelöst waren und Thee getrunken hatten, gingen die Eheleute auf das Feld hinaus. Die Parade stand weit von der Stadt, mitten in einer weiten grünen Ebene, die auf der einen Seite von einem dunklen Waldstreifen begrenzt war, auf der anderen von der Linie der städtischen Häuser, im Norden verlief sich das Feld in die Weite und dort stieß es, das grüne, mit dem trübe blauen Horizont zusammen; im Süden wurde es gegen den Fluß hin von einer steilen Schlucht abgeschnitten und an dieser Schlucht entlang wüchsrige Landstraße, die in gleichen Abständen mit alten, vierstigen Bäumen bestanden war. Die Sonne ging unter und die Kreuze auf den Kirchen der Stadt loberten am Himmel, der sich über dem dunklen Grün der Gärten wölbte, und warfen die Strahlen der Sonne in goldenen Garben zurück und auch in den Fensterscheiben der letzten Häuser der Stadt spiegelte sich die rote Flamme der untergehenden Sonne. Irgendwo ertönte Musik. Aus der dicht mit Lärchen bewachsenen Schlucht wehte ein harziger Geruch herauf; der Wald verbreitete auch in der Luft sein kompliziertes saftiges Aroma; leichte, wohlriechende Wellen des warmen Windes schwammen zärtlich zu der Stadt hinüber und in der Pracht des öden weiten Feldes war es so still und süßtaurig.

Orlovs schritten über das Gras, schwiegen und atmeten mit Lust die reine Luft statt der Gerüche der Parade ein.

„Wo spielt die Musik, in der Stadt oder im Feld-lager?“ fragte Matrrena leise den nachdenklich gewordenen Mann. Sie liebte, ihn nicht so nachdenklich zu sehen — er erschien ihr so fremd und fern von ihr in

solchen Augenblicken. Die letzte Zeit kamen sie schon so wenig zusammen und um so kostbarer waren ihr diese kurzen Minuten.

„Die Musik,“ wiederholte Grigorij wie vom Schlafe erwachend. „Der Teufel hole sie, diese Musik! Du würdest besser thun, der Musik meiner Seele zuzuhören — das ist was!“

„Ja, was?“ fragte sie ihn und schaute ihm angstvoll in die Augen.

„Ja, ich weiß nicht, was es ist . . . also kann ich Dir auch nichts erzählen . . . Könnt es wohl, würdest Du es begreifen? . . . Die Seele brennt in mir . . . sie will Freiheit haben . . . damit ich mich in aller Weile Kraft austrecken kann . . . Ach, ja — ja! Ich fühle eine Kraft in mir — eine unüberwindliche! Siehst Du, wenn zum Beispiel diese Cholera sich in einen Menschen verwandelt . . . in einen Riesen . . . ja selbst in den Hja Muromet . . . ich würde mit ihr anbinden! Komm her, zum Todeskampf! Du bist eine Kraft und ich, Grisha Orlov, ist auch eine Kraft — nur, wer wird siegen? Und ich würde sie erdröseln und ich selbst, ich würde auch fallen . . . Ueber mir im Felde würde ein Kreuz stehen mit der Aufschrift: „Grigorij Andrejew Orlov . . . hat Rußland von der Cholera befreit!“ Mehr braucht es nicht!“

Er sprach und sein Gesicht glühte und die Augen blitzten.

„O Du mein Starcker!“ flüsterte Matrrena zärtlich und schmiegte sich mit der Hüfte an ihn.

„Verstehst Du . . . in hundert Meßer würde ich mich stürzen . . . wenn ich damit etwas nützen kann! Daß ich anderen das Leben erleichtere. Deshalb — ich sehe Menschen: den Doktor Wozschenko, den Studenten